

Nr. 232. Bromberg, den 9. Oktober 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eppo zog langsam und tief Luft durch die gespitzten Lippen. Sein Gehirn arbeitete jetzt kalt und ruhig. Warf ihm, während das Zählen des Ringrichters wieder ertönte, klare eindeutige Befehle zu.

Du hast dich zum zweiten Male durch die Frau ablenken lassen!

— Du hast vergessen, daß ein Gegner im Ring steht!

Der Junge hat rote Haare und schlägt wie ein Dampfhammer.

Ruhig atmen, Eppo — Paß auf, daß du über die Runde kommst — sie muß bald zu Ende sein!

Erst wenn der rote Schopf auf dem Boden liegt, hast du ein Recht, an die Frau zu denken!

Ruhig atmen, Eppo! — — Du mußt zu ihr! Aber es steht einer zwischen euch, der erst erledigt werden muß! —

Eppo fühlte, wie Druck und Atemnot langsam von seinem Körper wichen.

Aber der Ringrichter zählte bereits „sieben!" — Man mußte aufstehen und weiterkämpfen!

Gottlob, die Beine schienen wieder zu funktionieren.

Eppo tänzelte jetzt vor seinem Gegner her, der wild und verbissen auf ihn eindrang, um ihn „fertig" zu machen.

Aber er traf plötzlich nicht mehr.

Eppos Oberkörper schien federleicht geworden. So leicht, daß er schon vom Luftdruck der Schläge fortgeblasen wurde, ohne daß der gegnerische Handschuh ihn berührte. Als sei er nur durch ein Kugelgelenk mit den Schenkeln verbunden, pendelte er blitzschnell nach allen Richtungen und blieb unversehrt.

Der Ire schlug in dieser Runde unzählige Löcher in die Luft.

Eppo griff nicht ein einziges Mal an. Er mußte seine Kräfte schonen. Die drei Minuten schienen kein Ende zu nehmen!

Da ertönte der Gong!

Eppo ging mit geschlossenen Augen auf seine Ecke zu. Er wollte nichts sehen.

Die Sekundanten fingen ihn auf und dirigierten ihn auf seinen Stuhl. Er fühlte seine Beine hochgerissen — etwas Nasses, Kaltes flog in sein Gesicht — dann Wind — — sehr viel Wind — ah — das war nötig — das tat gut!

Er versank in einer Welle von Wohltaten und dachte an nichts. Man gab ihm kühles Wasser zum Spülen, wusch und trocknete ihm das Gesicht, hundert Hände schienen seinen Körper zu streicheln. Er saß, völlig entspannt, ließ sich gleiten.

Einer sprach unablässig auf ihn ein: „Möchte wissen, wo du deine Gedanken gehabt hast — hast wohl den Gong gar nicht gehört? Läßt den Jungen durch den ganzen Ring galoppiert kommen — hat dich genau auf den Punkt getroffen — schönen Schreck gekriegt, wie du die Augen verdreht hast! Na, sieh mal zu, was noch zu retten ist. — Unten ist er ziemlich offen."

Eppo hörte nicht hin — war abwesend.

Erst als der Gong ertönte war er wieder da.

Drüben in der Ecke erhob sich einer mit kurzen grünen Hosen und einem Feuerkopf. Eppo nahm ihn fest ins Auge, als er in die Mitte des Ringes glitt. Er ließ ihn nicht wieder los. — Das war er, der sich zwischen ihn und Leila geschoben hatte, der erst aus dem Wege mußte!

Eppo schluckte seinen Haß hinunter. — Haß trübte den Blick! Eppo mußte siegen! —

Tausenden blieb der Atem stehen, als der Ire auf Eppo zu stürzte.

Der Deutsche schien sich in der Pause nicht erholt zu haben. Von schrägen Schultern hingen kraftlos die Arme herab, anstatt wenigstens Körper und Gesicht zu decken.

Sie ließen sich alle täuschen!

Sie sahen alle nicht das unheimliche Feuer, das in Eppos Augen glühte, denn er hatte sie bis auf einen Spalt geschlossen.

Auch der Ire irrte sich, als er dachte, gewonnenes Spiel zu haben.

Sein furchtbarer Hieb, auf das ungeschützte Kinn gezielt, traf auf keinen Widerstand. Eppo hatte den Kopf um ein paar Zentimeter zurückgenommen.

In derselben Sekunde schlug er zu! — Der Gegner taumelte verblüfft einige Schritte zurück.

Da brach Eppo los.

Er schlug — schlug — duckte — schlug — duckte — schlug — —!

Es war, als habe der andere plötzlich mit mehreren Gegnern zu kämpfen. Aus allen Richtungen kamen mit mörderischer Schnelligkeit, Wucht und Präzision die Schläge und Stöße eines Menschen, der nicht zu treffen, kaum zu sehen war.

Eppo war in einem Taumel der Vernichtung.

Sein Körper, sein herrlicher elastischer Körper gehorchte ihm wieder!

Er hämmerte den Takt seines Kämpferherzens dem Gegner auf den Leib. — Schlug — schlug — duckte — schlug! —

Bis er plötzlich in den Augen des anderen jenen halb erstarrten, halb abwesenden Ausdruck bemerkte, der das Herz jedes Boxers im Kampf höher schlagen läßt.

Der Gegner war angeschlagen!

Eppo hatte in Luxor gelernt, wie er sich in diesem Augenblick zu verhalten hatte. — Hundertmal hatte er es an Abu Kilbi geübt! Mit einem Uppercut riß er Kopf und Deckung des Gegners hoch. Dann war er ganz nahe an ihn herangeglitten — eine kleine heftige Drehung des Körpers — keiner unter den Tausenden hatte den kurzen trockenen Schlag in die Magengrube des Iren gesehen, der zu Boden ging, als habe ihm ein unsichtbares Lasso die Beine fortgerissen.

Ohrenzerreißender Lärm setzte ein. — Die englischen Zahlen, die der Ringrichter dem am Boden liegenden ins Ohr brüllte, gingen darin unter wie Kieselsteine im Meer. Sie hätten ihren Zweck auch nicht erfüllt, denn der Ire kam

erst fünf Minuten später wieder zu sich, als man ihn aus dem Ring trug.

Eppo fühlte seinen Arm steil in die Luft gerissen. Jemand neben ihm schrie:

„Sieger durch Niederschlag: Eberhard Wyngarthen, Deutschland!"

Eine Horde stürzte in den Ring.

Menschen im Smoking, Menschen in Hemdsärmeln, Menschen mit photographischen Apparaten, mit Handtüchern, mit Blumen.

Aber Eppo schien es heute darauf abgesehen zu haben, die Erwartungen der Zuschauer zu täuschen. Anstatt sich die Hände schütteln, sich küssen und photographieren zu lassen, sprang er plötzlich in eleganter Kehre über das Seil, an dem er stand. — Landete vor der ersten Zuschauerreihe auf der Seite, wo er Leilas Gesicht erblickt hatte.

Wo war Leila? —

Er sah sie nicht. — Ein leerer Stuhl grinste wie eine Zahnlücke. Vielleicht hatte sie dort gesessen.

Er fragte den daneben sitzenden Herrn.

Es war ein Herr von etwa dreißig Jahren mit einem gutsitzenden randlosen Kneifer auf dem etwas zu vollen Gesicht.

„Sie haben Pech", sagte dieser Herr eisig, „die Dame, für die Sie sich zu interessieren scheinen, ist meine Verlobte, und ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen!"

„Verzeihung", murmelte Eppo, „dann muß es wohl eine Verwechslung sein."

Sein Gesicht sah in diesem Augenblick keineswegs wie das eines Mannes aus, der Deutschlands Boxerehre gerettet hat. —

Eppo ließ den Herrn mit dem randlosen Kneifer stehen und bahnte sich mühsam einen Weg durch die begeisterten Zuschauermassen. — Er schritt durch ein Spalier von klatschenden Händen, von Bravo rufenden Männern und lächelte abwesend.

Was war das mit Leila! — War sie wirklich verlobt? Oder meinte dieser Kerl mit dem Kneifer eine ganz andere? Warum war sie fortgegangen, ehe sein Kampf zu Ende war? Warum fand er sie nicht, daß er sie selbst das alles fragen konnte? — —

Eppo duschte sich Schweiß und Schmutz vom Körper und kleidete sich an.

Der Gedanke an die Frau, die er liebte und nicht wiederfand, hatte ganz von ihm Besitz genommen, ließ keinen Platz übrig für die Freude an seinem Sieg.

Er besuchte seinen Gegner in der Nebenkabine. — Fast die ganze irische Mannschaft war hier versammelt. Man sah ihn mit bewundernden, achtungsvollen Blicken an, schüttelte ihm neidlos die Hand. — Der rote Schopf lag auf dem Ruhebett und lächelte ihm aus verschwollenem Gesicht entgegen — Eppo umarmte ihn. Das war so Sitte, wenn man sich ordentlich zerschlagen hatte. Es war eine gute und schöne Sitte! — Was kann dieser arme Junge dafür, daß Leila mich aus dem Traum gerissen hat? mußte Eppo denken.

Leila — warum finde ich dich nicht? — —

Als er aus der Garderobe kam, übergab ihm ein Saaldiener einen Strauß roter Rosen und einen Brief.

Er riß ihn hastig auf.

Sein Herz stand still.

Er kannte diese steilen, eilig hingeworfenen Bleistiftzüge. Er hatte schon einmal einen solchen Brief in der Hand gehabt.

Eppo las:

„Ich bin nicht Leila, und heiße nicht Leila. Ich bin ein dummes, kleines Mädchen, das sich in Dich verliebte und Dir in Kairo eine Komödie vorspielte. Warum? — — Ich weiß es nicht, Eppo. Weiß nur, daß es schön war — schöner als das wirkliche Leben. Seither ist alles häßlich, denn ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben!

Ich will mir eine letzte Chance geben. Bis zwölf Uhr werde ich in dem kleinen Café am Wagner-Platz sitzen und auf dich warten. Komm nicht aus Neugierde, weil Du wissen willst, wer ich bin! Komm nicht, um mich zu trösten! Komm nicht, wenn Du mir meine Komödie nicht verzeihen kannst! Komm nur, wenn Du mich noch so liebst, wie Du in Kairo geliebt hast

Deine Leila."

— — — Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben — er mußte es immer wieder lesen. Das einzige, was haftete. Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben!

Sie sollte nicht bis zwölf Uhr warten! Sie hatte genug auf ihn gewartet — das dumme kleine Mädel — —

Auf der überfüllten Potsdamer Straße hielt Eppo ein Auto an.

„Wissen Sie, wo der Wagner-Platz ist?" —

XXIV.

Sie saßen immer noch auf dem blauen Diwan und hielten ihre Hände gefangen.

Ihre Gesichter waren dicht beieinander — sie lasen sich ihr Glück aus den Augen.

Ab und zu tropften kleine Sätze von ihren Lippen. Sätze, die Belanglosigkeiten enthielten und doch ihr ganzes Sein umfaßten.

Einmal sagte Mogi etwas Erstaunliches: „Jetzt kann ich dich um etwas bitten, Robert — du sollst wieder hinken."

Robert sah sie aus seinen klugen Augen an. — Wie sie ihn erkannte!

Jahre seines Lebens schienen vor ihr ausgebreitet.

Vierzehn Jahre waren es. Da war er heimgekehrt — zerschossen — zerstört — ein Baum, dem man einen Ast abgeschlagen hat — ein Baum, der nicht mehr grünen will und langsam verdorrt.

So war es gewesen. Er, der seinen Körper geliebt, mit ihm einen Kult getrieben hatte, war verstümmelt. Er kam sich unwürdig vor, beiseite gelegt, wertlos wie ein beschädigter Diamant. — Damals waren die scharfen Winkel über seinen Augenlidern entstanden, die seinem Blick etwas Hartes, Unzugängliches gaben. Er begann, die Jungen zu hassen, die nach ihm heranwuchsen und unbekümmert um seine zerstörte Laufbahn neue Rekorde schufen. Sie sprachen nicht mit ihm darüber — niemals. Sie hatten zuviel Takt, fürchteten, ihn zu verletzen. — Gerade dieser Takt hatte ihn immer mehr verbittert. Das Unausgesprochene hatte an ihm gefressen, seine Seele war daran krank geworden — kranker als sein Körper.

So war der Plan geboren worden, sich an Eppos Jugend wieder aufzurichten. Ein wertloser, eigennütziger Plan! — — —

„Warum tust du es nicht?" fuhr das Mädchen fort. „Schämst du dich, weil du für uns gekämpft hast? Oder bist du so eitel, daß du es nicht hübsch an dir findest? — Ja, ich glaube, das ist es. Männer haben hundert Eitelkeiten!

Einmal habe ich es gesehen — am ersten Tag, als du hier warst und aufgeregt verlegen im Zimmer auf- und abliefst. Ich liebte dich sofort — deine Verlegenheit und dein Hinken! — Alle Menschen gehen gerade und langweilig. Warum tust du es auch, da du es nicht brauchst? Du sollst wieder hinken, Robert — für mich!"

Sie fuhr ihm mit den warmen Lippen über die geschlossenen Augen, zwischen denen eine tiefe Falte stand. „Habe ich dich verletzt?"

Seine Finger tasteten nach ihrem Gesicht und streichelten dankbar ihren Mund. „Es war gut, daß du es tatest, kleine Mogi. Vielleicht hätte es schon längst jemand tun müssen. Vielleicht ist es des Übels Wurzel, vielleicht", er lachte plötzlich befreit, „vielleicht muß ich wirklich wieder hinken! Ich will mir Mühe geben, Mogi!"

Sie küßte ihn, als habe er ihr ein großes Geschenk versprochen.

Dann schwieg das blaue Zimmer wieder — —

Mitternacht war längst vorüber — Petruschka schlief schon längst, als Eppo kam. — Er brachte jemand mit.

Lilith — sie stand befangen und blutübergossen in der Tür, als Mogi öffnete.

Eppo hatte sie, fast mit Gewalt, mitgenommen. Es war ihr entsetzlich, nachts in eine fremde Wohnung zu gehen. Und dann — sie wußte, es war die Wohnung des Mädchens mit der roten Baskenmütze. Sie hatte dieses Mädchen einmal in tiefster Qual gehaßt!

Aber Eppo bestand darauf. — Sie sollte nicht zurückkehren in das Haus, in dem keine Liebe war.

Sie sollte zu Mogi. Mogi wußte immer Rat und Hilfe!

(Fortsetzung folgt.)

Der Hinterwäldler von Monte Carlo.

Der Wirklichkeit nacherzählt von G. W. Brandstetter.

Ja, da haben Sie recht. Wenn ich ein Buch schreiben wollte über alle merkwürdigen Menschen, die ich in den dreißig Jahren meines Dienstes als Kasinobeamter in Monte Carlo gesehen habe, so würde das eine sonderbare Sammlung der abenteuerlichsten Schicksale sein.

Da denke ich gerade an Winton, den kanadischen Hinterwäldler. Ich habe keine Ahnung, was den Menschen, der ein Mathematisches Phänomen war und in Oxford seinen Doktor gemacht hatte, auf einmal in den Norden von Britisch-Kolumbien trieb und ihn am oberen Yukon zum Fischer und Lieferanten für die hungrigen Goldgräber werden ließ.

Kein Wunder, daß er da eine etwas komische Figur machte. Man lachte ein wenig über den Gelehrten, aber damit war dann die Sache wieder erledigt. Bis eines Tages zwei Berufsspieler nach Atlin kamen, wo Winton in der Nähe hauste, und eine Spielbank eröffneten. Der Zufall wollte es, daß der Gelehrte am gleichen Tage in der Siedelung war und im Salon, wo die Spieler hockten, einen hinter die Binde goß.

Da lachte einer: „He, Winton, du mit deiner Mathematik müßest doch die Bank sprengen können!" Der Gelehrte sagte todernst: „Warum nicht? Ich muß mir nur die Sache erst ansehen und ein System ausdenken." Den ganzen Abend stand er neben dem Spieltisch, notierte sich dann und wann etwas und ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen. „Verrückt!" sagten die Leute.

Am nächsten Abend aber war Winton da: „Ich sprenge die Bank." — „Wie viel Geld hast du denn bei dir?" wollte einer der Bankhalter wissen.

„Hundert Dollar".

Der Bankhalter knurrte: „Blöder Kerl!" Er hielt es nicht der Mühe wert, noch mehr Worte an diesen Menschen zu vergenden, der mit einer so läppischen Summe seine Bank sprengen wollte: „Los, setzen! Damit wir mit dir bald fertig sind."

Doch Winton wollte nicht: „Laß erst die Kugel laufen!" Der Bankhalter erwies ihm brummend den Gefallen: „Nun halt uns aber nicht länger auf!" Winton sagte kein Wort, sah in das Notizbuch, das er in der Hand hielt, und setzte auf 23. Seine ganzen hundert Dollar.

Die Kugel blieb auf 23 stehen! Die Bank war gesprengt. Sie konnte soeben noch die 3500 Dollar auszahlen, die Winton zustanden.

Die Bankhalter ließen die Köpfe hängen. „Wenn der Kerl jetzt von einem Ort zum anderen hinter uns herläuft, können wir überhaupt nicht wieder auf einen grünen Zweig kommen. Der sprengt uns ja jedesmal. Das hält selbst Monte Carlo nicht aus."

Monto Carlo! Der andere hatte plötzlich einen Einfall: „Diesen Winton müßte man nach Monte Carlo schicken!"

Ein paar Minuten später hatte der Gedanke in den Köpfen der Bankhalter feste Form gewonnen. Winton hatte gegen den Plan nichts einzuwenden.

Also war die Sache spruchreif. Fehlte nur noch die Finanzierung. Die dauerte auch nicht lange. Eine halbe Stunde später war die Gesellschaft auf Treu und Glauben gegründet, und fünfzig Goldgräber, Pelzjäger und sonstige Hinterwäldler hatten je hundert Dollar gezeichnet. Dafür sollten sie am Riesengewinn aus der Sprengung der Spielbank von Monte Carlo beteiligt sein.

Das Geld drückte man Winton zur Bestreitung der Reisekosten in die Hand. Dann fuhr er eines schönen Tages mit seinem Schlittengespann nach Süden, Monte Carlo und dem Reichtum entgegen. —

Er kam hier im Winter an. Wir hatten großen Betrieb, und es gab ein unangenehmes Aufsehen, weil Winton in seinem Hinterwäldleranzug ins Kasino gehen wollte. Kopfschüttelnd zog er wieder ab. Doch am nächsten Tag war er in einem schlecht sitzenden Smoking da.

Er sah sich erst das Spiel an, notierte, rechnete, schrieb wieder auf. Dann spielte er. Zuerst verlor er. Er zog sein Buch wieder aus der Tasche, rechnete, setzte von neuem. Und gewann. Gewann in einem fort. Als er spät in der Nacht aufstand, hatte er hunderttausend Goldfranken gewonnen.

Am nächsten Abend war er wieder da. Er setzte zehntausend Franken auf fünfzehn. Die Zahl kam heraus. Der Croupier schob ihm mit zitternder Hand 350 000 Franken zu. Dann mußte der Spielleiter einen Augenblick schließen, denn es war kein Ged mehr da. Winton wartete aber nicht auf das neue, sondern er ging in aller Ruhe in sein Hotel. Bevor er sich zu Bett legte, schickte er ein Telegramm nach Atlin: „Rund eine halbe Million gewonnen."

Was die Gesellschafter in Britisch-Kolumbien sagten, als sie die Nachricht erhielten, weiß ich nicht. Ich nehme an, daß sie in den Salons einen Pump anlegten und einen Teil des zu erwartenden Riesengewinnes vertranken. Sie konnten sich's ja leisten.

Den Abend darauf war Winton wieder am Spieltisch. Er gewann auch nicht ein einziges Mal. Um Mitternacht hatte er bis auf etwas Kleingeld in der Westentasche alles verloren.

Vollkommen ruhig stand er auf, ging zum Postamt, schickte ein neues Telegramm nach Atlin: „Alles verloren. Schickt Geld zum Wiederanfangen!"

Die Drahtnachricht muß in Atlin wie ein Blitz eingeschlagen haben. Sicher feierten die Leute da drüben noch immer den großen Sieg ihres Abgesandten in Monte Carlo. Und nun waren sie so überrascht, daß sie gar nicht antworten konnten.

Da wurde Winton ungeduldig, und mit dem allerletzten Geld, das er zusammenkratzte, schickte er noch ein Telegramm nach Atlin: „Ein bißchen fixer mit dem Gelde! Ich habe nichts mehr."

Ich kann mir ungefähr vorstellen, was inzwischen in Atlin geschehen war. Die Gesellschafter hatten sich wohl gerade ein wenig von ihrem Schrecken erholt, als das zweite Telegramm ankam. Und dann stritten sie sich, ob sie neu in die Gesellschaft einschießen und das Geld Winton zum neuen Sprengversuch schicken oder sich nicht um ihn kümmern sollten. Dann siegte wohl das Gemeinschaftsgefühl.

Denn Winton erhielt in den nächsten Tagen ein Telegramm aus Atlin: „Senden fünfhunderet Dollar zur Heimfahrt."

So wurde die Kasinoverwaltung der Mühe enthoben, Winton auf ihre Kosten eine Fahrkarte nach Britisch-Kolumbien zu kaufen.

Alte Seebären spinnen ein Garn.

Von G. Wendt-Caspari.

Jäger und Seeleute können die schönsten Geschichten erzählen. Leider glaubt man sie nicht immer.

Das liegt vielleicht zum Teil daran, daß die Erzähler stets behaupten, früher sei alles besser gewesen. Ja, früher! Da waren die Menschen anders, da benahm sich das Wild anders, da herrschte auf den Schiffen, überhaupt auf der ganzen Welt ein anderes Leben.

„Ja früher!" So fängt auch Kapitän Raabe seine Geschichten an. Augenblicklich liegt er mit seiner Jolle — die ist zwölf Meter lang — im Newyorker Hafen und freut sich, daß er bald wieder aus Amerika nach seiner geliebten zweiten Heimat in der Südsee segeln kann. Denn dem Fünfundsiebzigjährigen steht Dollarika bis an den Hals. Gegen einen anständigen Schluck hat Kapitän Raabe nichts einzuwenden, aber daß die Jugend in den Vereinigten Staaten, seitdem er zuletzt vor langen Jahren dort gewesen ist, sich so gewaltig ändern konnte, will ihm nicht gefallen: „Früher waren das noch Kerle, aber heute sind sie von geschmuggeltem Schnaps, von Rauschgiften und von ihren Pistolen abhängig, wenn sie einmal den Mutigen spielen wollen. Der Teufel soll mich holen, wenn ich einen Augenblick länger als unbedingt nötig in diesem verhexten Lande bleibe, wo man nur von Schnapsschmugglern und Verbrechern sprechen hört! Ach früher!"

Ja, das ist eben schon lange her, dieses Früher. Es begann, als Raabe ein zwölfjähriger Hamburger Jung' war und eines schönen Tages auskratzte. Mit einem amerikanischen Segler kam er nach Australien, lag dort auf dem Trockenen und lernte früh das Trinken. An sich schadete das früher keinem anständigen Matrosen etwas, wenn er in den Hafenkneipen einen hinter die Binde goß. Das regte mitunter auch die Phantasie an, und so kam

Raabe auf den Einfall, Seeräuber zu werden. Anscheinend haben sogar die Matrosen einen Schutzengel, wenn sie auch nichts davon wissen wollen und ihn durch lästerliches Fluchen zu vertreiben suchen. Denn Raabe wurde davor bewahrt, zu Hamburgs Leidwesen als Pirat an einer Rahe zu baumeln, weil ihm in der gleichen Nacht zwei Engländer Betäubungsmittel eingaben und nach einer Südsee-Insel verfrachteten, wo es Kannibalen und schöne Mädchen gab. Glücklicherweise wurde der arme Raabe weder von den einen noch von den anderen gefressen, sondern es gefiel ihm dort unten recht gut, und er blieb da hängen. Das sind nun bald sechzig Jahre her, und wenn die auch von manchem gruseligen Abenteuer, von Stürmen und Kämpfen erfüllt waren — „Kannibalenfestmahlen habe ich als Ehrengast manches Mal zugesehen, weil das ja üblich war" —, so fühlt er sich doch nur in seiner geliebten Südsee wohl, und er will sein Leben dort unten beschließen, wo die wahre Poesie zu Hause ist. Ja, auch ein alter Seebär kann elegisch werden.

Da ist sein englischer Kollege Kapitän John Dowdy ein wenig nüchterner. Der alte Herr feierte dieser Tage seinen fünfundachtzigsten Geburtstag und erzählte bei der Gelegenheit allerhand. Auch er kratzte mit dreizehn Jahren aus, wurde Schiffsjunge auf einem Segler. Mit 22 Jahren war er schon Kapitän, beteiligte sich an den Rennen, die ein Dutzend Segler jedes Jahr unternahmen, um den ersten Tee der frischen Ernte von Futschau nach London zu bringen. Seine beiden Brüder waren auf diesen Fahrten seine Konkurrenten. Dieses Familienrennen bereitete dem damaligen Fürsten von Wales solchen Spaß, daß er die drei Brüder bei ihrer Ankunft in London zu einem höchst gemütlichen Abendessen in der Fischmarkthalle einlud.

Seefahrten in kleinen Segelbooten sind in den letzten Jahren in Mode gekommen und haben den betreffenden Abenteurern Tagesruhm eingebracht. Von John Dowdy sprach keiner, als dieser vor sechzig Jahren eine wirkliche Tat solcher Art vollbrachte. Sein Schiff war an den Malediven gescheitert. Die Besatzung hatte sich auf eine der kleinen Inseln retten können, fand sich aber aller Lebensmittel entblößt. Da stieg John allein in ein Rettungsboot, setzte ein Notsegel und verschwand in Richtung auf Ceylon. Das Wagnis gelang, denn in vier Tagen legte er die fast 800 Kilometer weite Strecke zurück. Er charterte auf Ceylon einen Dampfer mit Lebensmitteln und langte gerade noch rechtzeitig bei seinen Leuten an, um sie vor dem Verhungern zu retten.

John Dowdys Schutzengel hatte noch manches Mal Gelegenheit, in Tätigkeit zu treten. So damals, als John bald nach dem Maledivenabenteuer mit seinem Schiff im Indischen Ozean auf ein Riff auffuhr. Die Insulaner hielten damals den Weißen noch für einen ausgezeichneten Sonntagsbraten; deshalb kamen sie mit sechzehn Booten voller bemalter Krieger an, um sich John und seine Leute zu holen. Die Lage war für den Engländer hoffnungslos. Da kam im letzten Augenblick noch eine rettende Welle und machte den Kasten wieder flott. Der rannte ein paar Boote voller Kannibalen über den Haufen und dampfte davon.

Seitdem hielt John Dowdy immer peinlich auf pünktliches Abdampfen. So auch, als er schon Kapitän eines großen Passagierdampfers war und von Kapstadt nach London fahren wollte. Unter seinen Fahrgästen befanden sich auch drei fremde Diplomaten, und die hohen Herren standen in Gehrock und Zylinder am Kai, hatten noch eifrig miteinander zu reden, obwohl John sie höflich zum Anbordgehen aufforderte. Von ihrer Wichtigkeit überzeugt, kümmerten sich die Diplomaten nicht um John. Da ließ er die Laufbrücke einziehen und losmachen. Nun hatten es die Herren im Zylinder natürlich eilig. Sie taten entrüstet, und als das nichts half, wollten sie an Bord springen. Weil aber ihre Gelenke nicht mehr jung genug waren, fielen sie alle drei ins Wasser, was vielen Leuten einen Heidenspaß bereitete. John kümmerte sich nicht um sie, sah in aller Ruhe zu, wie sie aus dem Wasser gefischt wurden, und fuhr weiter. In London wurde er mit gefurchter Stirn empfangen: Schwere Kränkung, internationale Verwicklungen und so weiter. Das berührte John Dowdy wenig: „Mein Schiff wartet nicht, bis die Diplomaten ausdebattiert haben!" Damit war die Sache erledigt.

Ein anderes Mal sollte er eine königliche Prinzessin nach Bordeaux bringen. Die Hoheit verbat sich entschieden das Schrubben der Decks in der Nähe ihrer Staatskabine. Zwei Tage lang fügte sich John Dowdy brummend. Doch am dritten ließ er das Versäumte gründlich nachholen. Die Prinzessin schickte eine Person aus ihrer Umgebung zu John und ließ sich den Lärm verbitten. Da antwortete der alte Seebär brummig: „Sagen Sie der Hoheit, wenn sie auch an Bord wäre, so wollte ich doch nicht mit einem Schiff in Bordeaux einlaufen, das wie ein Schweinestall aussieht." Dabei blieb es, und die Prinzessin sagte kein Wort. Nicht einmal beim Abschied. Was John freilich keinen Kummer bereitete.

Bunte Chronik

* **Der flüchtende Triebwagen.** Ein aufregendes Abenteuer hatten kürzlich die Reisenden eines zwischen den japanischen Städten Schinjuku und Odawara verkehrenden Schnelltriebwagens zu bestehen. Mehr als hundert Menschen befanden sich in dem dahinrasenden Wagen, als der Führer plötzlich die Tür seines Standes aufriß und durch den Raum schrie: „Ich kann den Wagen nicht zum Halten bringen!" Panikartige Aufregung der Fahrgäste war natürlich die Folge dieses kopflosen Verhaltens. Die einen versuchten die mechanisch verschlossene Tür aufzureißen und aus dem Wagen zu springen, die anderen wollten sich durch die eingeschlagenen Fenster in Sicherheit bringen. Glücklicherweise konnten Besonnenere die Aufgeregten an ihrem verzweifelten Vorhaben hindern. Inzwischen raste der Zug über die Gleisanlagen eines Bahnhofs, in dem er fahrplanmäßig halten sollte. Die Beamten, die dort auf die Ankunft des Wagens warteten, sahen den Führer mit allen Anzeichen der Verzweiflung aus seinem Stand heraus winken und hörten ihn im Vorbeirasen um Hilfe schreien. Auf den beiden nächsten Bahnhöfen erlebten die Beamten das gleiche aufregende Schauspiel. Inzwischen war die Meldung vom ungewöhnlichen Vorfall nach Isebara, dem vierten Bahnhof, durchgerufen worden. Wenn es dort nicht gelang, den Wagen zum Stehn zu bringen, war ein Unglück unvermeidlich, da der Zug in den hinter Isebora liegenden Kurven entgleisen mußte. Ein Beamter fand hier auch endlich die rettende Lösung. Auf dem Bahnhof standen Güterwagen mit Strohladungen. Die Bündel wurden in fieberhafter Eile herausgerissen und auf dem Geleise aufgestapelt, auf dem der Wagen einlaufen mußte. Und das Mittel wirkte. Nachdem der Wagen auf das elastische Hindernis gestoßen war und fast den ganzen Bahnhof durchquert hatte, wurde er durch das Stroh, das sich in Räder und Maschine verwickelt hatte, zum Stillstand gebracht.

*

* **Eine 70jährige Schönheitspreisträgerin.** Eine Reihe von verschiedenen Schönheitswettbewerben wurde in Paris veranstaltet. Das schönste Gesicht, die edelste Figur, der kleinste Fuß, das anmutigste Lächeln wurden preisgekrönt. Auf der Suche nach neuen Objekten der Schönheitskonkurrenz kam die Jury auf den Gedanken, auch die schönsten Augen zu prämieren. Damit die anderen Reize der Bewerberinnen keinen Einfluß auf das Urteil ausüben könnten, beschloß die Jury, daß alle Teilnehmerinnen an der Augenschönheitskonkurrenz dicht verschleiert und in blaue Dominos gehüllt zum Wettbewerb erscheinen mußten. Dadurch war es für die Richter unmöglich, das Alter, das allgemeine Aussehen und die sonstigen Merkmale der erschienenen Dame festzustellen. Groß war die Überraschung des Richterkollegiums, als die Besitzerin der schönsten Augen sich als 70jährige alte Frau entpuppte, die heute noch im Berufsleben steht und für den Unterhalt ihrer kleinen Enkelkinder sorgen muß. Um die Jüngeren und Jungen nicht zu verstimmen, und die ganze Idee der Schönheitskonkurrenzen nicht lächerlich zu machen, entschloß sich die Jury, die getroffene Wahl zu suspendieren, und die preisgekrönte Greisin mit einem Geldgeschenk abzufinden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.